

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Ferdinand Blondin
Autor: Markus, Stefan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575459>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Fernand Blondin, Genf.

En plein air.

Fernand Blondin.

Mit drei Kunstbeilagen und vier Abbildungen im Text.

Man wird oft Künstler, man weiß nicht wie. Da hatte z. B. der alte Blondin die an sich durchaus einwandfreie Idee, es könne einem angehenden Bijoutier keineswegs schaden, wenn er nicht nur Handels-, sondern auch Kunststudien mache. Denn daß sein Sohn Fernand (geb. 1887) Bijoutier, gleich ihm, werden sollte, das erschien dem ehrenwerten Bürger der Stadt Genf so selbstverständlich wie irgend einem Vater, der zugleich Geschäftsinhaber ist, der Gedanke, daß sein Aeltester nur dazu auf der Welt sei, um den väterlichen Betrieb neben und nach ihm fortzuführen. Wie mancher ganz berühmte Mann war von Anfang an das, was ihn berühmt machte? Unser Fernand fand den Apfel, in den er beißen mußte, zunächst gar nicht einmal sauer. Bijoutier sollte er werden? Warum nicht? Die Bi-

jouterie ist kein so übles Berufsfeld. Und einträglich ist sie auch. Also wird man Bijoutier! Der Herr Vater wünscht, daß man die Ecole des Beaux Arts besuche? Gut. Das kann man ja. Fünf Jahre geht Fernand hin. Dann schickt ihn der Alte nach Wien, zum Maler Jachke. Er sagt nicht nein. Wien ist eine sehr gemütliche Stadt. Und welcher junge Mensch wünschte sich etwas Besseres als die Gelegenheit, in die Welt hinauszukommen?

Bei Jachke wird viel disputiert und geschwärmt. Ein frischer Zug geht durch dieses Atelier. Die neuen Theorien sind hier auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Farbe ist oberste Gottheit ... Fernand läßt sich mitreißen. Da beordert ihn der Herr Vater nach London. Schade, man hat sich eingelebt. Aber was soll man tun? Nur kurze Zeit hält er sich in Mün-



Fernand Blondin, Genf.

Jeune fille au lapin.

chen auf. Dann geht's über den Kanal. Er besucht Westminster School und Northampton Institut. Und er beginnt die Meister der National Gallery zu kopieren. Das alles für — die Bijouterie. Natürlich. Zu Hause reibt sich der alte Blondin die Hände. Wo fand sich ein zweiter Bijoutier mit solcher Vorbildung? Fernand würde das Geschäft gewaltig in die Höhe bringen. Daran war kein Zweifel ...

Inzwischen malt unser Held mit Eifer alte Meister. Immer inniger gibt er sich dieser Tätigkeit hin. Daneben träumt er die Schöpfungen der Gainsborough, Lawrence, Hogarth, Turner an, schwelgt er vor den primitiven Italienern. Antonello von Messina heißt sein Abgott. Es ihm gleichzutun, das wäre die seligste Mission auf Erden. Ach, wenn ...

Ein kategorischer Befehl zur Heimkehr reißt Fernand jäh aus seinen Illusionen. Genug hat er studiert. Nun soll er arbeiten! Das Geschäft des Vaters nimmt den Unglücklichen, aus allen Himmeln Gefal-

lenen auf. Welche Enttäuschung, ihr Götter! Er kann es nicht glauben, daß er einmal einverstanden gewesen ist, Bijoutier zu werden! Hélas! Ganz andere Dinge erfüllen nun sein Herz. Aber er fügt sich. Vier Jahre läßt er sich ins Joch spannen. Von künstlerischen Intentionen und Neuerungen, die der alte Blondin für seinen Betrieb erhoffte, ist freilich wenig zu spüren. Der nüchterne Merkantilismus tötet jede Inspiration.

Fernand war tief unglücklich. An die feinsühligen Engländer und Antonello durfte er nicht einmal denken. Er hatte keine Zeit dazu. Nur an den Sonntagen, zwischen zwölf und halb zwei, da — ja, da griff er schüchtern zur Palette und versuchte den Eindruck in sich zu erzeugen, er wäre noch in London und Maler ...

Eines Tages war an der Ecole des Arts et Métiers seiner Geburtsstadt Genf die Stelle eines Professors neu zu besetzen. So unglaublich es klingen mag: Fernand bewarb sich um die Vakanz, und — er bekam sie. Nie hat jemand seinen Beruf freudiger gewechselt! Aus war's mit der Bijouterie. Für alle Zeiten. Nun erst konnte er seiner Sehnsucht folgen. Nun hatte er Zeit. Nicht nur anderthalb Stunden die Woche! O nein!

So wurde Fernand Blondin Maler. Antonello von Messina und die andern italienischen Primitiven haben ihn lange festgehalten und geleitet. Neben ihnen die Meister der englischen Schule. Bis die großen modernen Franzosen von seinem Wesen Besitz ergriffen. Bei ihnen fühlte er sich zu Hause. Hier stieß er auf verwandtes Blut und Empfinden. Seine Eltern waren nicht umsonst französischer Abstammung!

Gallischer Esprit und Charme, gallische Grazie und gallische Beweglichkeit treten uns in Blondins Bildern entgegen. Er ist sehr chevaleresk, sehr elegant, sehr sensibel.

Das Kolorit ist zart, von unendlicher Weichheit; die Töne sind verschwommen, visionär, aufs feinste zueinander abgestimmt; die Linien fließen natürlich, ungezwungen, leger. Manches ist wie hingehaucht, unwirklich, traumhaft. Kein Pathos, kein lauter Ton. Empfindung alles, seelisches Spiegelbild, Stimmung, Sehnsucht, Harmonie . . .

Ganz wunderbar ist die Luft in ihrer zarten Vibration und schleierhaften Transparenz. Weich, schmiegsam und schmeichlerisch legt sie sich um Kopf, Körper und Glieder der anmutigen Frauen, die Blondin mit aller Liebe und Feinheit auf die Leinwand zaubert: zumeist sitzend, in posesloser, grazioser Haltung, elegant oder häuslich einfach, leicht nach vorn geneigt, nachdenklich, voller Wärme und Duft. Die Frau ist Blondins Objekt, wie dasjenige eines Otto Vautier und Hornung. Ihr geht seine Künstlersehnsucht nach; sie malt er im Salon, in Bad und Garten, umspielt von zauberhaften Lichtwellen und Reflexen, eingebettet in eine wohlige Atmosphäre angeborener Sympathie und Hingabe.

Man fühlt das Fluidum förmlich, das Maler und Objekt verbindet. Nicht nur auf dem archaisch groß geschauten, unvergleichlich innigen Bild der Gattin und des Kindes (Kunstbeilage)! Es gibt Künstler, die sich jeweils in ihr Modell erst verlieben müssen, um es gebrauchen zu können. Henze war ein solcher Künstler; er hat alle seine Vorbilder geliebt, und so ist er der Dichter der absoluten Schönheit geworden. Denn lieben kann man zumeist nur, was schön ist oder einem schön erscheint. Erst aus dem Gefallen, das wir an jemand finden, entspringt der Wunsch, ihn darzustellen, zu reproduzieren. Und schließlich wird man nur darstellen können, was man in sich aufgenommen hat! Ein solcher Schönheitsanbeter ist Emil Hornung*), ist

auch sein jüngerer Freund Blondin. Ihre Geneigtheit, sich in das Modell zu verlieben — künstlerisch wenigstens — begrenzt die Wahl des Objektes, macht das Stoffliche ihrer Kunst einseitig, wie jenes eines Rysselberghe, Vautier und Unger, die, gleich ihnen inbrünstige Verehrer des Weibes, ausschließlich für dessen Schönheit empfänglich sind und das Unschöne weder sehen noch gestalten. Für all diese Maler ist die weibliche Schönheit identisch mit der ästhetisch-künstlerischen. Und man muß gestehen, daß von ihrem *Deuvre* eine Fülle rauschender Schönheit ausstrahlt, beim einen spontaner, beim andern verhaltener: imposant, leuchtend, dekorativ bei Rysselberghe, kühl und klassisch bei Unger, frivol und defakent bei Vautier, diskret, innig und voll sprühender Sinnlichkeit bei Hornung und Blondin. Im Gegensatz zu Unger sagt Blondin das Heroische nichts. Seine Schwäche (wie ja auch die Hornungs) sind die zarten, anmutigen Frauen. Darin erweist sich Blondin als echter Gefühls- und Stimmungsmaler, dessen Kunst in mancher Be-



Fernand Blondin, Genf.

Femme accoudée.

*) Vgl. o. S. 423/26.

ziehung etwas Feminines eigentümlich ist, eine geradezu weibliche Sensibilität

und Zartheit. Es ist die Kunst eines ausgesprochenen Lyrikers.

Dr. Stefan Markus, Zürich.

Das „Heldenbuch“ eines Vergessenen.

Daß ein Schweizer die Sagen der Edda, die Wälungen- und Nibelungen-sage, die Dietrichsepen in einem großen Zyklus poetisch bearbeitet hat, ist eine wohl wenig bekannte Tatsache, welche die Freunde der Geschichte unserer nationalen Literatur interessieren wird.

In der Badiana, der St. Galler Stadtbibliothek, liegt das vergessene Werk eines vergessenen Schweizerischen Dichters: Josef Anton Hennes „Heldenbuch“. Seit wenigen Jahren ist Hennes Name wieder etwas bekannt geworden durch die schweizerische Volksliedforschung. Er ist der Dichter des „Abendlieds der Wehrli-knaben“ von Hofwil, des „Luaged vo Bergen u Thal“, und der „Röseligarte“ und andere neuere Liederfassungen wie auch die Neuauflagen einiger älterer zeigen Hennes Namen wieder unter dem Texte seines Liedes, nachdem jahrelang ein anderer als dessen Verfasser gegolten hatte, der bekannte Berner Dialektdichter Gottlieb Jakob Ruhn. Der Verfasser von Ruhns Biographie, Dr. Heinrich Stidelberger, hatte 1907 — Dr. Bernhard Wyß in Solothurn schon 1906 — diesen Irrtum berichtigt. 1866 hatte Robert Weber in der „Poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz“ von Hennes „Liedern und Sagen aus der Schweiz“ mehrere Proben aufbewahrt, worunter auch das „Abendlied“. Aber Henne wurde vergessen. Er war wohl selber ein wenig schuld daran. Der 1798 zu Sargans geborene Pfäverser Novize war nach seinem Austritt aus dem Kloster in Heidelberg und Freiburg i. B. nicht nur ein begeisterter Freund der deutschen Literatur und Sprachforschung, sondern auch ein jugendlicher Minnesänger geworden, der, wie einst Salis seine „Berenice“, seine spätere Gattin in tiefempfundener Sehnsuchts-schmerz besang. Aber nicht nur diese „Fridalieder“ waren während und kurz nach der Studienzeit, als Henne an Fellenbergs Armenschule lehrte, entstanden: ein schon im Kloster begonnenes National-

epos „Diviko“, das 1826 im Druck erschien, war in Deutschland beinahe vollendet worden, und das genannte „Heldenbuch“ hatte Henne in Freiburg begonnen*). Als junger Dichter und Doctor philosophiae kam Anton Henne in seine Heimat zurück, wurde Stiftsbibliothekar in St. Gallen — gab der holden Muse den Abschied und stürzte sich mit aller Wucht seines lebhaften Temperamentes in die Politik. In der st. gallischen Verfassungs-revisionsbewegung von 1830/31 stand er unter den Führern der demokratischen Partei, und auch während seiner Tätigkeit als Hochschulprofessor in Bern, 1842 bis 1855, und während seiner letzten Lebensjahre in St. Gallen blieb er derselbe unentwegte Kämpfer. Inter arma silent Musae! Trotz einem energischen Anlauf in den Berner Jahren fand Henne keine Zeit mehr für die Dichtkunst, zu deren Pflege er doch eine entschiedene Begabung besaß. Erst 1870, als er sich nach Wolfhalben zurückgezogen hatte, dachte er an den Abschluß seines Heldenbuches. Es war zu spät. Am 22. November mähete ihn der unerbittliche Sensenmann hinweg, und sein Werk blieb unvollendet. Otto Henne am Rhyn, der als Kulturhistoriker bekannte, 1914 verstorbene Sohn des Dichters, gedachte, die vollendeten Teile des poetischen Nachlasses seines Vaters als „Deutsche Edda“ herauszugeben. Er kam nicht dazu. Wird nun diese interessante Arbeit ungedruckt vergilben müssen?

Eine Inhaltsangabe des mehr als 1000 Seiten zählenden Manuskriptbandes darzubieten wäre zwecklos. Die Sagenstoffe sind bekannt. Wie Henne sie darstellte, mögen einige Strophen zeigen. Die beinahe wörtliche Uebersetzung aus dem Mittelhochdeutschen wechselt mit durchaus freier Gestaltung seiner lebhaften Phantasie. Die folgende kleine Szene versetzt den Leser an das Ende der „Nibelungen Not“.

*) Ueber „Josef Anton Hennes Leben und Jugend-dichtungen“ erscheint demnächst vom Verfasser dieser Ein-sendung eine eingehende Arbeit (Dissertation) im Verlag von Gustav Grunau, Bern. A. d. R.